

Zweifel, Gewissheit, Glaube und Auferstehung

Zweifel und Gewissheit

Der neuzeitliche Mensch möchte sein Wissen nicht mehr auf Offenbarungen aufbauen, sondern auf einer in ihm selbst liegenden, unbezweifelbaren Gewissheit. Descartes macht sich auf die Suche nach ihr und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass ein Zweifler sämtliche scheinbaren Gewissheiten in Frage stellen könne, mit Ausnahme einer einzigen: Wer alles bezweifelt, dem bleibt die **Gewissheit, dass er zweifelt**. Der Akt des Zweifels ist damit für ihn jenes Fundament, auf dem wir alles Wissen aufschichten können (*Cogito ergo sum*).

Diese Überlegung war scharfsinnig und historisch fruchtbar, jedoch **unvollständig**. Wie jede andere Tätigkeit fußt nämlich das Zweifeln auf einem Entschluss. Ein Entschluss aber fällt niemals vom Himmel, sondern ist stets Resultat von vorangehenden Ereignissen. Damit ist der Akt des Zweifels durch den Entschluss zum Zweifel notwendig eingebettet in ein ihm vorausgesetztes Geschehen. Und diese Einbettung gilt es nun etwas näher zu betrachten.

Wenn ich mich entschieße, an einer bisherigen Gewissheit zu zweifeln, bin ich unsicher geworden. Diese Unsicherheit kann aber niemals umfassend sein. Denn ich darf prinzipiell nicht davon ausgehen, dass ich mit all meinen Gewissheiten vollständig in die Irre ging. Selbst wer **verzweifelt**, tut das nicht. Er verbeißt sich bloß im Zweifel an einzelnen Gewissheiten. Ihr Zusammenbruch ist für ihn so verstörend, dass die verbleibenden Gewissheiten für ihn an Bedeutung verlieren. Wären sie wirklich alle zusammengebrochen, hätte wohl gar nicht mehr die Möglichkeit bestanden, den Entschluss zum Zweifel zu fassen, geschweige denn, den auf diesen Entschluss folgenden Akt des Zweifels auszuführen. Man denke etwa an ein Schiff, das Schräglage bekommen hat: Die Schräglage gibt Anlass zu bezweifeln, dass das Schiff wasserdicht ist. Dieser Zweifel und die auf ihn folgende Suche nach dem Leck implizieren aber (unter anderem) die Gewissheit, dass das Schiff noch nicht untergegangen ist.

Zweifel ist somit prinzipiell immer eingebettet in ein umfassendes Netz vorgängiger und vom Akt des Zweifels nicht betroffener Gewissheiten. Ich kann immer wieder einzelne dieser Gewissheiten, oder auch größere Gruppen davon in Frage stellen - niemals jedoch alle gleichzeitig. Wittgenstein würde sagen: *Wer behauptet, alles zu bezweifeln, hat die Grammatik des Wortes 'zweifeln' nicht verstanden*.

Reflexion und Handeln

Nachdem nun geklärt ist, dass das Aufbrechen von Gewissheiten stets bloß partiell ist, muss ich mich auch noch fragen, was denn eigentlich eine Gewissheit ist, und was da passiert, wenn ich sie verliere. Wer diesen beiden Fragen nachgeht, wird erkennen, dass Gewissheiten Überzeugungen sind, die unserem Tun Orientierung und Sicherheit geben, in-

dem sie es mit **Erwartungen** über seine vermutlichen Folgen ausstatten. Denn das Handeln verbindet uns nicht nur durch seinen jeweils aktuellen Vollzug mit der Welt, sondern auch durch das unendlich vielfaserige Band der ihm zugrunde liegenden Erwartungen. Wenn sich im Zuge unseres Tuns einzelne dieser zuvor immer wieder aufs Neue bestätigten Annahmen nicht erfüllen, wenn somit einzelne Fasern jenes Erwartungsbandes zerreißen, entsteht Zweifel an seiner Belastbarkeit. Dieser Zweifel aber führt in weiterer Folge zu dem Entschluss, eine mehr oder weniger große Anzahl von vermeintlichen Gewissheiten einer prüfenden **Reflexion** zu unterwerfen. Der Zweifel wirkt also wie ein Besen, der den Müll unsicher gewordener Erwartungen wegfegt und Platz für den Aufbau neuer Erwartungen schafft, die dann mit der Zeit durch oftmalige Bestätigung Sicherheit erlangen und so zu neuen, praxisgeeichten Gewissheiten werden.

Damit gilt es eine zweite wesentliche Unvollständigkeit von Descartes revolutionärer Einsicht in die zentrale Rolle des Zweifels festzuhalten: Der Zweifel als solcher ist zwar ein Akt der Reflexion, er ist aber nicht nur in vorgängig vorhandene und weiter aufrecht bleibende Gewissheiten eingebettet, sondern auch fest verkoppelt mit vorangehendem und künftigem Tun. Die Ausblendung dieser untrennbaren **Verbindung der Reflexion mit der Praxis** wirkt in der gesamten cartesianischen Tradition nach und führt schließlich bei Kant zu einer strikten Trennung von theoretischer und praktischer Vernunft. Ich will mich an dieser Stelle nicht mit den philosophischen Folgeproblemen dieser Trennung befassen, sondern die Analyse des Zweifels vertiefen, indem ich die durch den Zweifel initiierte Reflexion der Gewissheit gegenüberstelle.

Reflexion und Gewissheit

Im Fall der Gewissheit liegt etwas vor, das man als einen in sich ruhenden Zustand des Bewusstseins oder vielleicht auch als eine eher passive Haltung der geistigen Zufriedenheit bezeichnen könnte. Bei der Reflexion dagegen hat man es mit einer Aktivität zu tun, die angetrieben wird von einer geistigen Unzufriedenheit - eben dem Zweifel. Diese Differenz zwischen den beiden hier verglichenen Bewusstseinsmodalitäten resultiert aus ihrer jeweils unterschiedlichen Relation zum Handeln: Gewissheit ist jenes Bewusstsein, welches **problemlos glückende** Praxis begleitet, während Reflexion stets als Folge des **Scheiterns** unseres Tuns auftritt.

Die genauere Betrachtung des Gegensatzes von mühelos gelingendem und scheiterndem Handeln führt zur Einsicht in einige weitere Unterschiede zwischen den beiden Bewusstseinsmodalitäten der Gewissheit und der Reflexion. Ich beginne mit dem Scheitern und halte zunächst fest, dass Handeln genau dann missglückt ist, wenn es unerwartete Folgen hat. Diese zeigen sich am jeweiligen Gegenüber des Akteurs, mit dem er im Zuge seines Tuns interagiert. Bei dessen Scheitern offenbart ihm dieses Gegenüber durch eine überraschende Reaktion eine im mühelos gelingenden Handeln nicht zu Tage tretende **Widerborstigkeit**. Es tritt ihm mit anderen Worten als etwas gegenüber, das - völlig unabhängig von seiner in der glückenden Interaktion erscheinenden Verbindung mit dem Akteur - **etwas ist**. Zugleich mit dieser Erfahrung des **eigenständigen Seins** seines Handlungsgegenstands erlebt der Akteur im Misslingen seines Tuns und in der darauf folgenden Refle-

xion aber auch sich selbst als eine autonome Instanz, die bestimmten Zielen folgt und vor dem Hintergrund besagter Ziele ganz bestimmte Erwartungen an das Verhalten der Gegenstände ihres Tuns aufbaut.

Die im Gefolge des Scheiterns einsetzenden Zweifel und Reflexionen sorgen somit nicht nur dafür, dass künftiges Handeln wieder gelingen kann, sondern versetzen den Akteur gleichsam unter der Hand dauerhaft in eine völlig veränderte Relation zu seiner Welt. Er sieht und verhält sich nun als ein **Subjekt**, das seine eigenen Ziele in diese Welt einbringt. Zugleich damit wird für ihn jedes Gegenüber zum eigenständig existierenden **Objekt**, dem er in der Interaktion seine Ziele aufzwingen möchte. Wenn Handeln gelingt, bedeutet das jetzt für ihn, dass er sein Visavis erfolgreich gesteuert, niedergedrungen, oder vielleicht überlistet hat. Und an die Stelle der unmittelbaren Gewissheit tritt bei ihm ein durch Reflexion erzeugtes und mittels Erfolgskontrolle gesichertes ('evidenzbasiertes') **Wissen** über die erwartbaren Folgen seines Tuns.

Der mit problemlos glückender Praxis verknüpfte Bewusstseinsmodus der Gewissheit ist das exakte Komplement dieses der Reflexion und dem zielfixierten Tun entsprechenden Bewusstseins: Da bei der mühelos gelingenden Interaktion alles wie am Schnürchen läuft, werden die auf die Reaktionen des jeweiligen Gegenübers bezogenen Erwartungen des Akteurs zumeist erfüllt. Und wenn dies einmal nicht der Fall ist, wird es nicht als Widerstand eines Kontrahenten erlebt, sondern eher als Impuls zum Erlernen einer neuen Figur des gemeinsam zelebrierten Tanzes. Der Handelnde erfährt in dieser Einstellung weder sein Gegenüber als einen eigenständig seienden Gegenstand, noch sich selbst als ein von seinem Gegenstand **getrenntes** Subjekt, das diesem fremd, wenn nicht gar feindlich gegenübersteht. Vielmehr bilden Subjekt und Objekt in dem solches Tun begleitenden Bewusstseinsmodus der Gewissheit eine unschuldige **Einheit**, die weder Sieger noch Verlierer kennt.

Natürlich ist die scharfe Kontrastierung der beiden eben skizzierten Bewusstseins- und Handlungsmodalitäten eine zu Darstellungszwecken geschaffene Konstruktion. In der realen Praxis sind beide aufs Engste mit einander verwoben: Ich führe immer mehrere Tätigkeiten gleichzeitig bzw. in kurzem Abstand hintereinander aus; einige davon gelingen gleichsam von selbst, andere nur mit mehr oder weniger Mühe, wieder andere misslingen gänzlich. Meine reflexionsbereite Aufmerksamkeit ist daher entsprechend wachsam, sodass ich praktisch nie zur Gänze im Bewusstseinsmodus der Gewissheit 'laufe'. Wenn ich zum Beispiel sage, dass ich mir irgendeiner Sache gewiss bin, oder dass ich irgendetwas mit Gewissheit erlebt habe, nehme ich stets eine reflexive Haltung ein, denn ich trete dabei ja in Differenz zu bestimmten Erlebnissen und fälle ein Urteil über sie. Es verhält sich also mit der Gewissheit ähnlich mit dem Glück: Wer sagt, dass er glücklich sei, hat sich immer schon ein Stück von seinem Glück entfernt und betrachtet es von außen vergleichend mit anderen Lebenszuständen.

Die klare Trennung der Reflexion von der Gewissheit dient der Darstellung, ist aber keineswegs bloße Fiktion, sondern Spiegel eines realen historischen Wandels: Der Mensch entwickelte sich zwar schon weit mehr als hunderttausend Jahre vor dem Einzug des Subjekt-Objekt-Denkens in die Philosophie zum zweifelnden und reflektierenden Subjekt. Die

von Descartes initiierte geistesgeschichtliche Zäsur reflektiert jedoch den Beginn einer **neuen Etappe** jenes Subjektseins: Im Übergang von der feudalen Gesellschaft zur kapitalistischen Wirtschaftsordnung, werden die Menschen massenhaft von der Fesselung durch tradierte Bindungen befreit. An deren Stelle treten mit dem Konkurrenzprinzip und der Profitorientierung neue gesellschaftliche Ordnungsmuster, die erstmals in der Menschheitsgeschichte eine systematische und umfassende Entfaltung von Reflexion, Zielfindung und Erfolgskontrolle des Handelns stimulieren. In ihrem Gefolge entsteht einerseits eine permanente Revolution der technologischen Basis der Gesellschaft, die vorhandene Gewissheiten aushebelt und die Herausbildung neuer Gewissheiten verhindert. Andererseits beginnt eine konsequente Durchrationalisierung sämtlicher Lebensbereiche, welche den immer schon vorhandenen Gegensatz von reflexionsgesteuertem Handeln und gewissheitsfundiertem Tun in einer davor nicht gekannten Schärfe hervortreibt.

Gewissheit und Glaube

Bei allen Erfolgen des reflexionsgesteuerten Handelns bleibt jedoch das gewissheitsbasierte Tun eine unverzichtbare Klammer, welche uns, die in Distanz zur Welt getretenen Subjekte, mit dieser Welt verbindet. Der mit unreflektiert gelingendem Tun verknüpfte Bewusstseins- und Handlungsmodus der Gewissheit ist etwas, das uns trägt, aus dem wir schöpfen, und zu dem wir immer wieder zurückkehren müssen, wenn wir uns nicht gänzlich verlieren wollen.

Wir fühlen den hohen Stellenwert jener Gewissheit und bemühen uns, sie zu begreifen. Es gelingt uns jedoch nicht, sie zu fassen, so sehr wir uns auch anstrengen. Alles philosophische Reden über sie geht an der Sache vorbei, da es aus der Perspektive der Reflexion erfolgt. Selbst die Aussage, *dass das Subjekt bzw. der Akteur im Modus der Gewissheit eine im Handeln partiell glückenden Verbindung mit dem Objekt (bzw. mit der Welt) erfährt*, geht schon zu weit. Denn dort, wo es Subjekte, Akteure, Objekte und eine Welt gibt, zeigt sich nur eine durch Reflexion 'verunreinigte' Gewissheit. Noch viel falscher wäre die Identifikation der Gewissheit mit so etwas wie einem *ursprünglichen Seinsbewusstsein, das als Verständnishorizont für das uns als Vorhandenes gegenüber tretende Seiende fungiert*. Denn egal ob 'ursprünglich' oder 'vorhanden' - 'Sein' ist genau wie 'Subjekt' oder 'Objekt' eine Bestimmung der Reflexion; noch dazu eine, bei der die Beziehung auf das erfahrungskonstitutive Handeln wenn schon nicht verloren gegangen, dann doch sehr gut verborgen ist.

Auch die **Religion** versucht das unsagbare Gewissheitserleben in Worte und Bilder zu fassen. Am deutlichsten zeigt sich das in ihrer Erzählung vom Paradies, welche den Bezug der Gewissheit auf mühelos gelingendes Handeln in märchenhafter Dinglichkeit ausdrückt. Auch alle übrigen religiösen Bilder versuchen, die in jedem von uns immer wieder auftretenden Gewissheitserlebnisse in ein dingliches Gegenstandsbewusstsein umzudeuten. Die sich im mühelos gelingenden Handeln einstellende Gewissheit des Akteurs, mit der Welt verbunden zu sein (achtung: Reflexionsterminologie!) wird dadurch in einen **Glauben an etwas** transformiert: Etwas, das **hinter** dieser Einheit steht (*Jenseits, Nirwana*), das sie **verkörpert** (*die Liebe, das Absolute*) bzw. **schuf** (*Gott*), oder in die Zukunft

projiziert (*Himmel*). Esoteriker sprechen von *der Energie*, während Atheisten und Agnostiker die religiös-esoterischen Vorstellungen durch einen Glauben an *die Naturgesetze, die Evolution, die Werte*, oder an eine *Utopie* und an das im Menschen vorhandene *Potential, sich dieser Utopie anzunähern*, ersetzen.

All diese Gläubigen (sprich: wir alle) erleben in Zweifel, Reflexion und zielfixiertem Tun eine schmerzhaft Trennung von der Welt und verfolgen mit ihren an der Oberfläche so unterschiedlich anmutenden Glaubensanstrengungen ein gemeinsames Ziel: Sie wollen das im mühelos glückenden Handeln nur ansatzweise zu genießende Erleben einer Einheit mit der Welt **ausweiten** -

- durch **Erinnerung** an einst vorhandene, bzw. **Hoffnung** auf künftige Einheit
- oder aber (sehr gefinkelt!) durch **versöhnliche Uminterpretation** aller Erfahrungen des Scheiterns: *Es ist OK, so wie es ist, denn ...*
(alternativ:)
 - *der liebe Gott wird schon wissen, warum es ist, wie es ist*
 - *alles Geschehen(einschließlich der meinem Scheitern zugrunde liegenden Irrtümer und Fehler) ist durch physikalische, biologische usw. Gesetze determiniert*

So unterschiedlich jene vielfältigen Formen des religiösen und nichtreligiösen Glaubens auf den ersten Blick auch aussehen, haben sie doch eines gemeinsam: Indem sie die Funktion erfüllen, das im Bewusstseins- und Handlungsmodus der Gewissheit erlebte Verbundensein mit der Welt zu stärken, **ruhen** sie auf ihm. Anders gesagt: diese jedem von uns von Geburt an als 'Urvertrauen' mitgegebene und im weiteren Lebensverlauf gefestigte oder beschädigte Gewissheit ist die **eigentliche Basis** jeder Art des Glaubens. Der auf ihr ruhende religiöse, esoterische, atheistische oder agnostische Überbau ist stets nur eine Hilfskonstruktion, derer wir uns bedienen, um besseren Zugang zu dieser Basis zu finden, oder uns über ihren Verlust hinwegzutrusten.

Beim religiösen Überbau ist ein Blick auf sein bei den einzelnen Gläubigen ganz unterschiedliches Verhältnis zu jener eigentlichen Glaubensbasis interessant: Wenn sich etwa eine feste Verankerung im Bewusstseins- und Handlungsmodus der Gewissheit mit entsprechend starker Glaubensaktivität verbindet, wird man von tiefer Religiosität sprechen. Geht sie dagegen mit einem niedrigen Niveau der Glaubensaktivitäten einher, liegt so etwas wie stille Religiosität vor. Wenn sich umgekehrt ein schwaches Eingebundensein in den gewissheitsfundierten Bewusstseins- und Handlungsmodus mit starken Glaubensaktivitäten paart, hat man es oft mit 'Eiferern' zu tun, welche die Defizite ihrer eigenen Glaubensbasis dadurch kompensieren wollen, dass sie ihre Umgebung missionieren.

Neben den eben erwähnten quantitativen Aspekten der Beziehung des religiösen Glaubenskonstrukts auf seine jeweilige Gewissheitsbasis gilt es auch verschiedene **qualitative** Gesichtspunkte zu beachten. Es geht dabei um die unterschiedlichen **Haltungen**, die ein Gläubiger im Zuge seines unreflektiert gelingenden Alltagshandelns einübt. Denn sie beeinflussen auch den Stil seiner Interpretation der ihm von der Gesellschaft angebotenen Glaubensinhalte. Ob einer also die Beziehung zu seinem Gott eher als ein heiteres oder ernstes, aktives oder passives, ... Verhältnis anlegt, hängt primär davon ab, in welcher die-

ser Einstellungen er jene Alltagshandlungen vollzieht, bei denen er die prägendsten Erfahrungen des Einsseins mit der Welt macht.

Auferstehung

Neben der Vielzahl an Möglichkeiten, den Spalt zwischen sich und seiner Welt durch **reflexive Hilfskonstruktionen** religiöser und nichtreligiöser Art zu überbrücken, steht dem aus der Welt gefallenem Subjekt mit der **Kontemplation** auch ein Instrument zur Verfügung, das es ihm gestattet, sich durch **gezielte Ausschaltung der Reflexion** in den Bewusstseinszustand mühelos gelingenden Tuns zurückzusetzen. Abgesehen davon, dass die einschlägigen Aktivitäten paradoxerweise sehr mühevoll sind und jahrzehntelange Übung erfordern, weisen sie einen entscheidenden Mangel auf: Sie **trennen** das die glückende Praxis begleitende Bewusstsein vom realen Handeln ab und geben ihm ein im stillen Kämmerlein synthetisch erzeugtes Eigenleben. Das ist aber so, als ob ich von der Torte nur den Zuckerguss oder vom Schweinsbratln nur die Kruste esse. Wer das tut, bekommt mit der Zeit unweigerlich Verdauungsbeschwerden.

Wenn daher der Weg der Kontemplation nicht in dieser Selbstbefriedigungsfalle enden soll, muss er rückgebunden werden an das reale Handeln. Es gilt mit anderen Worten, das im geschützten Bereich der Kontemplation trainierte **Loslösen** von der Fixierung auf die eigenen Absichten auch im Alltagshandeln zu praktizieren. Erst wenn dem Mystiker das schwierige Kunststück gelingt, sich dem jeweiligen Gegenüber seines realen Tuns so weit zu öffnen wie dem Gegenstand seiner Kontemplationsübungen, wird er wieder Teil jener Welt werden, aus der ihn Zweifel und Reflexion herausgeworfen haben.

Da die lebensfeindliche Zielfixierung des reflexionsgesteuerten Handelns uns alle zu 'Scheintoten' macht, könnte man jenes Kunststück ihrer Überwindung mit einiger Berechtigung als eine Auferstehung (von diesem Scheintot) feiern. Es wäre aber grenzenlos naiv, anzunehmen, dass solche Auferstehung für uns alle möglich ist, wenn wir nur eifrig genug die Kontemplation üben und dann auch noch daran arbeiten, das Gelernte im Alltag umzusetzen. In ökonomischen Verhältnissen, in denen ein **struktureller Zwang** besteht, jedes menschliche Gegenüber als einen zu besiegenden Gegner zu betrachten, kann derartige prinzipiell nur einzelnen Glückspilzen gelingen. Sie tummeln sich in gesellschaftlichen Nischen der Erlösung, deren Existenz die Nichterlösung der Masse der 'gewöhnlichen' Menschen voraussetzt. Wenn wir daher **alle** ein erlöstes Leben führen wollen, wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als gemeinsam für eine Ökonomie zu kämpfen, in der wir **miteinander auferstehen** können.

Woran würden wir erkennen, dass wir miteinander auferstanden sind?

Wir würden bemerken, dass wir uns nicht mehr nach individueller Auferstehung von den Toten sehnen und hätten es daher auch nicht mehr nötig daran zu glauben.